

Der Dienst der öffentlichen Verkündigung in einer missionarischen Situation

Harald Schroeter

Hohe Synode!

Der Rat der EKU hat mich beauftragt, mit Ihnen gemeinsam über das Thema »Der Dienst der öffentlichen Verkündigung in einer missionarischen Situation« aus theologischer Perspektive nachzudenken. Dieses Thema steckt ein sehr weites Feld ab. Es geht um die Grunddimension oder -äußerung von Christsein und Kirche schlechthin, nämlich um missionarisches Leben, Sein und Handeln. Die Kirchen befinden sich gegenwärtig in einer sehr offenen Situation. Welche Gestalt sie in Zukunft haben werden, wissen wir nicht. Sicher ist nur: In allen Bereichen ist eine große Verunsicherung eingetreten.

Ich halte diese Verunsicherungen nicht für ein vermeidbares oder notwendiges Übel, sondern ich sehe in ihnen eine große Affinität zu den Verunsicherungen, die vom Evangelium her ausgehen, womit wir sofort in medias res der theologischen Fragestellung gelangen. Das Christentum nämlich kann auf nichts verweisen, was besteht oder was beständig wäre. Auf die Grundfrage der Menschen: Warum ist alles hinfällig? verweist es auf den Hinfälligen. Diese Hinfälligkeit oder, wenn wir es von Ostern her sehen, diese Nichtgreifbarkeit bzw. Unbegreiflichkeit im Zentrum der christlichen Religion wirft auf alle Erscheinungen des Christlichen ein verunsicherndes Licht – keinen verunsichernden Schatten. Im verunsichernden Lichte dieses Hinfälligen bzw. Unbegreifbaren gibt es nichts, was Bestand hätte – auch nicht unsere Gestalten von Kirche.

Das verunsichert natürlich – aber es befreit auch. Denn wir haben nicht für den Bestand der Kirche zu sorgen. Natürlich müssen wir planen und organisieren und was so alles zu einer Institution von der Größenordnung unserer Kirchen dazugehört. Aber wir haben dies zu tun unter dem Vor-Satz, daß nicht wir die Sorge um den Bestand der Kirche zu tragen haben.

Institutionstheoretisch heißt das: Die Bewegung der Kirche ist unsere Aufgabe, nicht ihre Bestandssicherung: Institution als Bewegung ist gefragt. Oder anders gesagt: Kirche ist keine Versicherungs-, sondern eine Entscheidungsgesellschaft. Dabei ist meine These: Nur wer sich um den Bestand der Kirche keine Sorgen macht, wird Bewegung in der Kirche zulassen kön-

nen, ohne sich am Althergebrachten festklammern zu müssen. Unser Problem ist nicht der Bestand der Kirche, sondern die Frage, ob wir in der Lage sind, unsere fixierten Bilder von Kirche loslassen zu können. Ich erinnere hier an das bewegte Bild von Kirche, was der Hebräerbrief geprägt hat: Die Kirche ist nicht beständiges oder bestehendes, sondern wanderndes Gottesvolk. Das Wandern und das Wandeln sind ihre Aufgaben.

Wer missionarisch handelt und dabei kirchliche Bestandssicherung oder -wahrung im Auge hat, verfehlt den missionarischen Auftrag. Der Missionsauftrag des Auferstandenen beginnt ja bekanntlich nicht mit den Worten: Besteht auf diesem oder jenem. Oder: Steht fest wie der Fels in der Brandung. Sondern: Gehet hin! Bewegt euch! Im griechischen Text steht hier interessanterweise gar kein Imperativ, sondern ein Partizip, daß wörtlich so zu übersetzen ist: Hingehend in alle Welt machet zu Jüngern. Da – hingehend, unterwegs, im Vorbeigehen, im Vorübergehen – so, wie Gott selbst seine Offenbarungen zuteil werden läßt: bei Mose und Elia am Berg Horeb oder bei den Emmausjüngern: Im Vorbeigehen, im Vorübergehen, en passant: das ist der Modus missionarischen Handelns. Das ist der Ton, der die missionarische Musik macht: Die Kirche geht vorbei – in alle Welt. Dazu muß sie Loslassen üben. Also los!

Ich werde nun loslegen, indem ich Ihnen mehrere Gedankensprünge zumute. Angesichts der Unübersichtlichkeit und Vielgestaltigkeit der Situationen, in denen wir leben und in denen Kirche missionarisch handelt, gibt es niemanden mehr, der den Überblick hätte oder nur einen roten Faden sieht – auch ich nicht. Statt dessen kann ich nicht anders, als fragmentarisch zu gestalten, in Brüchen zu leben und in Sprüngen zu denken. Daher nun einige Gedanken, die uns vielleicht auf die Sprünge helfen – Gedankensprünge eben. Ich ordne sie drei großen Themenbereichen zu, die sich mir mit dem Thema gestellt haben:

1. Missionarisches Handeln heute
2. Öffentliche Situationen
3. Anregungen zu einigen Gestalten des Dienstes des öffentlichen Verkündigens

1. Missionarisches Handeln heute

1. *Gedankensprung: Von der missionarischen Situation.*

Mein Thema lautet: Der Dienst der öffentlichen Verkündigung in einer missionarischen Situation. Das Thema tut so, als ob auf der einen Seite der Dienst der öffentlichen Verkündigung stünde, der in mehrere Situationen ergehen könne, wovon eine auch als missionarische gekennzeichnet werden kann. Aber ist das Missionarische tatsächlich nur eine Situation unter vielen? Oder andersherum gefragt: Kann es überhaupt eine nichtmissionarische Situation geben?

Ich will dies erläutern mit den beiden für mein Missionsverständnis wichtigsten Bibelstellen. Mission heißt mit Mt 12,34 zum einen: »Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über«; und zum anderen ein Satz aus der Rechenschaftsrede von Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat in Apg 4,20: »Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.« Wenn Mission dieser Vorgang ist, dann ist jede Situation eine missionarische. Das Missionarische läßt sich nicht auf eine oder mehrere Situationen beschränken, sondern es ist eine alle Lebensäußerungen von Christen und Kirche durchziehende Herausforderung. Entweder Christen und Kirche sind missionarisch oder sie sind nicht Christen oder Kirche. Das heißt, wenn ich vom Dienst der öffentlichen Verkündigung rede, rede ich immer schon von missionarischen Situationen.

2. *Gedankensprung: Es gibt keinen Missionsbefehl.*

Irgendwann im Laufe der Kirchengeschichte ist der Schluß des Matthäusevangeliums mit dieser Überschrift versehen worden: Der Missionsbefehl. Diese Überschrift widerspricht dem, was heute noch verantwortlich unter Mission verstanden werden kann. Ich rede hierbei nicht gegen Mission, sondern dagegen, wie man sich Mission vorstellt. Ein Befehl kommt in militärischen, administrativen und mechanisch-technischen Zusammenhängen vor. Da ist ein Befehlsgeber, der gibt einen Befehl, und dann ist da ein Befehlsempfänger, der diesen Befehl empfängt – und wehe, er gehorcht ihm nicht. Eine solche Struktur mag für militärische, administrative und mechanisch-technische Zusammenhänge unumgänglich sein, für eine gegenwärtige Evangeliumsverkündigung ist diese Befehlsstruktur fatal. Denn die Ausgangsbewegung missionarischen Handelns – Jesu Leben, Sterben und Auferweckung – kennt keine Befehlsstruktur.

Das Militärische, Administrative und Mechanisch-Technische hat auf Europa und Nordamerika in den letzten 2 Jahrhunderten bis heute eine große Faszination ausgeübt. Weite Bereiche unseres Alltags funktionieren nach dieser Logik. Ein Beispiel für diese Faszination ist James Bond. Auch er hat eine Mission, interessanterweise aber eine geheime und keine öffentliche. Und er löst sie so: Eindeutiger Auftrag – diffizile Technik.

Das, was ich heute verantwortlich unter Mission verstehe, ist nun aber das Gegenteil dieser James-Bond-Mission, denn das Evangelium, das wir verkündigen, ist alles andere als eindeutig. Vielmehr ist es deutlich und mehrdeutig. Wir haben das Evangelium nicht, und wir besitzen es nicht. Theologisch wird dieses Phänomen in einer Lehre vom Heiligen Geist behandelt. Daß jemand zum Glauben kommt, ist nicht Werk des Menschen, sondern Werk Gottes, des Heiligen Geistes. Weil wir das Evangelium weder besitzen noch verwalten, können wir darüber auch nicht verfügen. Wir können es nicht instrumentalisieren oder operationalisieren. Es gibt keinen Missionsbefehl, wohl aber die Bevollmächtigung zum missionarischen Handeln. Missionarisches Handeln ist uns anvertraut – nach innen wie nach außen.

3. Gedankensprung: Mission als interkultureller Entdeckungsprozeß.

Evangelium gibt es nicht in steriler Reinform, sondern nur je *als* eine bestimmte kulturelle Gestalt. Das ist schon in der Bibel so, wo eine Vielzahl sehr unterschiedlicher kultureller Gestalten von Evangelium begegnet.

Oft denkt man sich das Verhältnis von Evangelium und Kultur so, daß das Evangelium der Kern und die Kultur die Schale ist. Evangelium und Kultur begegnen hier im Bild einer Nuß. Das Evangelium ist der schmackhafte Kern und die Kultur die harte Schale, die es zu knacken gilt. Interessanterweise ist bisher niemand auf die Idee gekommen, sich das Verhältnis von Evangelium und Kultur als Kirche vorzustellen, wo das Fruchtfleisch der Kultur sehr schmackhaft, der harte Kern aber ungenießbar wäre oder zumindest Bauchschmerzen bereitet. Dieses Bild wäre aber viel biblischer, denn Christen bringen ja viel Frucht und nicht viel Kern. Ob Jesus dabei schon die Kirche als Saftladen im Blick hatte, ist, so vermute ich, exegetisch umstritten. Wie dem auch sei, das Bild von innerem Kern und äußerer Hülle wird dem Verhältnis von Evangelium und Kultur nicht gerecht.

Weil wir Evangelium in »Reinkultur« nicht haben, sind wir darauf angewiesen, daß wir es im Prozeß kulturellen Austauschs entdecken. Hierbei

verändert sich das nichteindeutige Evangelium und wird anders. Mission vollzieht sich als Entdeckungsprozeß zwischen verschiedenen Kulturen, in welchem Christen etwas vom Evangelium vernehmen, das sie vorher nicht wußten und auch nicht wissen konnten. Missionarisches Handeln wirkt so auch nach innen, weil immer wieder andere Entdeckungsprozesse dessen passieren, was für Menschen in ihren kulturellen, sozialen und individuellen Lebensvollzügen als »gute Nachricht« fröhlich verantwortet werden kann.

4. Gedankensprung: Missionarisches Handeln impliziert Kirchenreform.

Durch missionarisches Handeln wird Evangelium anders. Durch missionarisches Handeln sind der Missionar oder die Missionarin woanders als vorher. Sie haben etwas vom Evangelium vernommen, was sie vorher nicht wußten. Durch missionarisches Handeln wird die Kirche eine andere. Sie wird durch missionarisches Handeln verändert. *Ecclesia reformata semper reformanda* – das ist auch ein missionstheologischer Satz – nach innen wie nach außen. Deswegen muß ein missionarisches Handeln scheitern, das auf die Bestandswahrung der Kirche schießt. Ich erinnere daran, daß die sogenannte volksmissionarischen Kräfte und Bewegungen in unserer Kirche auch immer kirchenreformerische Kräfte waren, was man zum Beispiel am Gründer des Kirchentags, Reinold von Thadden-Trieglaff, zeigen kann.

In der gegenwärtig finanziell schwierigen Situation der Kirche macht sich schleichende Angst und lähmende Resignation aufgrund der Tatsache breit, daß die Kirche eine andere werden wird. Diese Angst und Resignation halte ich im Moment für das missionarische Hauptproblem, weil sie es verhindern, Kreativität freizusetzen angesichts einer Kirche in einer sich radikal verändernden Gesellschaft. Missionarisches Handeln aber bedeutet nicht den Rückzug auf etwas vermeintlich Eigenes, sondern impliziert ein Denken der Investition. Das Säen ist Aufgabe der Kirche, weniger das Ernten. Zum Ernten bittet man den Herrn der Ernte um Arbeiter – die werden sich finden. Aber Säen – das ist erste Aufgabe der Kirche, auch wenn vieles dabei auf unfruchtbaren Boden fällt. Dabei ist nach Jesu Meinung das Unkraut nicht dazu da, daß es vertilgt wird. Das missionarische Handeln der Kirche ist kein Unkrautvertilgungsmittel, kein Mittel zur Effektivitätssteigerung des Ertrags, sondern verschwenderisches Säen. Wer da kärglich sät, der wird auch kärglich ernten. Verschwenderisches Säen aber läuft nicht auf amtskirchliche Rasenpflege hinaus, wo am Ende das Schild steht: Betreten verboten!

5. Gedankensprung: Die Kirche ist nicht Herr im eigenen Haus.

Die Ökumenische Vollversammlung in Neu-Delhi 1961 hat einem veränderten Missionsverständnis Bahn gebrochen: Die Kirche veranstaltet Mission nicht um ihrer selbst willen, sondern sie ist Teilhaberin an der Mission Gottes, an der *Missio Dei*, die der Welt und ihrem Schalom dient. Zunächst griff man die Bonhoeffersche Formulierung »Kirche für andere« auf, um deutlich zu machen, daß Kirche nicht um ihrer selbst willen da ist. In den achtziger Jahren jedoch verstärkten sich die Stimmen, die auch hierin noch ein überholtes Missionsverständnis erblickten. Denn das Konzept »Kirche für andere« geht davon aus, daß da eine in sich zumindest halbwegs identische Kirche ist, die das Evangelium, sei es als Wortverkündigung, sei es als politische Diakonie, den anderen zu bringen hat. Die Anderen kommen vor allem als Adressaten der Evangeliumsverkündigung in den Blick, denen man helfen muß. Jede Form von Hilfeleistung aber, bei der einer die Hilfe gewährt, während der andere sie nur empfängt, errichtet ein Machtgefälle, das keinen wahren Dialog zuläßt. Der, der Hilfe leistet, weiß ja immer schon, was dem anderen fehlt und erkaufte sich mit seiner Hilfe ein gutes Gewissen. Dieses Phänomen ist bekannt als sogenanntes Helfersyndrom, welches sich ja in der Kirche einer weiten Verbreitung erfreut. Wer nichts als Hilfe leistet, ist aber immer noch Herr im eigenen Haus, weil er sich der Fremdheit und der Bedrohlichkeit des Anderen noch gar nicht ausgesetzt hat.

Gegenüber diesem Modell »Kirche für andere« schält sich mittlerweile ein anderes Modell heraus, welches die wesentlichen Impulse der Bonhoefferschen Formel aufnimmt, ohne ein neues altes »missionarisches« Herrschaftsmodell aufzurichten: Nicht »Kirche für andere«, sondern »Kirche *mit* anderen«. Das heißt aber, hier wiederholt sich ekklesiologisch, was Sigmund Freud psychoanalytisch entdeckt hatte: Die Kirche ist nicht Herr im eigenen Haus – ebenso wie das Ich nicht Herr im eigenen Haus ist.

Herr der Kirche ist Christus. Er ist das Haupt, die Kirche sein Leib. Wenn dem so ist, dann braucht Kirche sich nicht in behauptende Profilneurosen zu verlieren. Vielmehr kann sie Rückgrat haben und zeigen – das nämlich, was einen Leib ausmacht und zusammenhält. Ein gesundes Rückgrat aber zeigt sich daran, ob es genügend schwanken kann. Denn ein starres Rückgrat führt zu Wirbelsäulenbrüchen. Im Schwanken aufrecht gehen – das ist die Aufgabe einer Kirche als Leib Christi – eine ständige Rückgratwanderung. Wie diese Position aussehen könnte, möchte ich im Lutherjahr an einer Begebenheit aus dem Leben Luthers zeigen.

6. Gedankensprung: Protestantische Rückgratwanderung.

»Hier stehe ich! Ich kann nicht anders!« Dieser Schlußsatz aus Luthers Rede vor dem Reichstag zu Worms 1521 hat das Lutherbild über Jahrhunderte hinweg geprägt: Ein standfester Reformator, der unverrückbar weiß, was er will, und dies öffentlich verkündigt. Ein Blick in die Quellen jedoch zeigt, daß Luther diesen Satz womöglich gar nicht gesagt hat. Denn in den Reichstagsakten ist er nicht bezeugt, sondern nur in einem späteren Wittenberger Druck. Und dort auch in einer sehr anderen Formulierung: Nicht: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders!«, sondern: »Ich kann nicht anders. Hier stehe ich.« – Macht mich fertig, wenn ihr wollt, aber – tut mir leid – ich kann nicht anders. Luther sollte schon am 1. Tag der Verhandlungen widerrufen. Für alle Beteiligten erstaunlich war seine Bitte um einen Tag Bedenkzeit. Sein Auftreten war schwankend, nicht selbstsicher, wie der päpstliche Nuntius berichtet: »Der Narr ist mit lachender Miene eingetreten und hat in Gegenwart des Kaisers fortwährend den Kopf bewegt, hin und her, auf und nieder, beim Weggehen schien er nicht mehr so heiter zu sein.« Und ein anderer Zeitzeuge berichtet: »Er sprach mit gesenkter, leiser Stimme, als ob er erschrocken und entsetzt wäre, mit wenig Ruhe in Mienen und Gebärden, auch wenig Gefälligkeit in seiner Haltung und in seinem Antlitz.« Nicht alle konnten ihn verstehen. Am nächsten Tag hat Luther stark geschwitzt, als er seine Rechenschaft vortrug. Alles deutet darauf hin: Luther war nicht standfest, er hat geschwankt. »Ich kann nicht anders. Hier stehe ich« – das bedeutet zugleich: Hier stehe ich. Ich kann auch anders – wenn ich durch das Zeugnis der Heiligen Schrift und durch Vernunftgründe überzeugt werde. Das heißt: Luther ist grundsätzlich revidierungsfähig und dialogbereit geblieben. Das nenne ich protestantische Rückgratwanderung, welche wir für unser missionarisches Handeln brauchen: Im Schwanken aufrecht gehen und dabei deutlich Position beziehen in dem Bewußtsein, daß diese Position eine dialogische, ein vorläufige und daher revidierbare ist.

7. Gedankensprung: Meine Themenrevision.

Unter dem 1. Themenkomplex »Missionarisches Handeln heute« habe ich versucht, Ihnen mein radikal dialogisch-kontextuelles Missionsverständnis theologisch nahezubringen. In diesem Sinne revidiere ich das mir gestellte Thema, das mir das Dialogische zu wenig zur Geltung bringt. Ich formuliere daher um: Vom Dienst öffentlicher Situationen an einer missionarischen Verkündigung – und springe nun zum 2. Themenkomplex »Öffentliche Situationen«, in dem ich Ihnen zwei Situationsbeschreibungen präsentiere.

2. Öffentliche Situationen

1. Situationsbeschreibung: Vom tiefgreifenden Wandel der Öffentlichkeit

Es gibt ja heute nicht mehr *die* Öffentlichkeit, sondern nur noch verschiedene öffentliche Situationen. Das hängt damit zusammen, daß wir keine Einheitskultur mehr haben. In einer Einheitskultur stünde einer oder eine Gruppe den vielen anderen, der Öffentlichkeit nämlich, gegenüber und erzählt dieser was. In einer multikulturellen Gesellschaft jedoch gibt es nicht mehr den einen Marktplatz, auf dem sich alle versammeln. Da gibt es viele verschiedene Foren, die nicht mehr viel miteinander gemein haben – und es gibt den einen televisionären Hausaltar, auf dem man sich unter zig Programmen aussuchen kann, welche Öffentlichkeit man gerade selber spielen will. Öffentliche Verkündigung geschieht heute daher auch in sehr unterschiedlichen Situationen, die meines Erachtens nicht mehr auf einen Nenner zu bringen sind. Da ist die baufällige Dorfkirche in Sachsen-Anhalt, wo es alle zwei Sonntage einen Gottesdienst mit drei alten Damen gibt. Und da ist auf der anderen Seite die Internet-Pfarrerin der Bayrischen Landeskirche. Beides sind pfarramtliche Situationen der öffentlichen Verkündigung, die nur noch wenig Gemeinsames haben. Wie hier öffentlich verkündigt werden kann, das kann nicht im Vorhinein entschieden werden, sondern das wird sich erst im Prozeß mit den beteiligten Personen und Institutionen ergeben. Insbesondere die neuen interaktiven Medien, wie zum Beispiel Internet, lassen das klassische Sender-Empfänger-Modell als überholt erscheinen. Hier sind die Beteiligten Sender und Empfänger zugleich. Es wird für die Kirche vieles darauf ankommen, ob und wie es ihr gelingt, das Evangelium in diesen vielen unterschiedlichen öffentlichen Situationen ins Gerede zu bringen – jenseits des klassischen Sender-Empfänger-Modells. Der klassische Adressat einer kirchlichen Botschaft existiert nicht mehr. Die christliche Botschaft kann nicht mehr an den Mann oder an die Frau gebracht werden, weil dieses alte Sender-Empfänger-Modell überholt ist. Daher ist auch die Suche nach Anknüpfungspunkten vergeblich. Vielmehr müssen wir das Evangelium so in Szene setzen, daß sinnvolle problematische Reibungsflächen geschaffen werden, an denen wir uns als Christen ebenso reiben wie die, die sich nicht zum Christentum zählen. Daß dies eine aufreibende Angelegenheit werden kann, liegt in der Natur der Sache. So ist eine öffentliche Streitkultur des Evangeliums gefordert, wie sie Luther schon auf dem Reichstag zu Worms im Blick hatte, als er seine Rechenschaftsrede eröffnete mit der Bemerkung, daß es wegen des Wortes Gottes Spannungen und unterschiedliche Meinungen geben *müsse*.

2. Situationsbeschreibung: Vom öffentlichen Image der Kirche

Noch hat die Kirche in vielen Öffentlichkeiten ein Image. Dieses scheint mir weitgehend dadurch gekennzeichnet sein, daß man von der Kirche ein besseres Leben erwartet. Dort soll es angeblich noch das Heil geben, was man persönlich nicht so ganz hinkommt. Christen sollen doch moralisch bessere Menschen sein. Da ist es dann natürlich leicht, diverse sogenannte Skandale ans Licht zu zaubern, die darin bestehen, daß der vermeintliche Anspruch der Kirche, besser zu sein als andere, auseinanderklafft mit der kirchlichen Realität. Dazu paßt, daß Kirche meist nur dann in den Medien auftaucht, wenn sie zu moralischen beziehungsweise ethischen Fragen Stellung nimmt. Was in der Öffentlichkeit wenig rezipiert wird, sind Fragen des Glaubens und Fragen der Spiritualität. Kirche wird also vorwiegend als Moralinstitut wahrgenommen. Da man sich jedoch mit Moral keine Freunde macht, ist auch die Einstellung vieler zur Kirche so: Das ist tatsächlich eine Kirche für andere – jedenfalls keine Kirche für mich.

Weil Kirche dieses öffentliche Image hat, gibt es auch kein Zurück zu einem vorkonstantinischen Zeitalter. Denn das Evangelium, das wir verkündigen, steht für die Menschen in einem engen Verhältnis zu ihren oft fixierten Bildern von Kirche. Das Evangelium ist für sie nichts Neues, sondern ein alter Hut. In einer nachchristlichen Situation ist das ein Hauptproblem missionarischen Handelns, daß Kirche bei ihrem missionarischen Handeln mit einem negativen Image von Kirche zu tun hat, wenn es um die eigene Person geht. Daß Kirche dann dennoch ein gutes Image hat, insofern sie Kirche für andere ist, widerspricht dem nicht.

Ich sehe zwei mögliche Ansatzpunkte, aus diesem Dilemma herauszukommen. Der erste besteht darin, daß Kirche ihre Schuld schonungslos bekennt und dazu steht. So könnte deutlich werden, daß das Christliche nicht in einem moralisch besseren Lebenswandel liegt, sondern darin, daß Christen ihre Schuld nicht unheilvoll verdrängen müssen, sondern daß sie ihnen vergeben wird, so daß sie mit ihr leben können – und zwar fröhlich.

Einen zweiten Ansatzpunkt sehe ich darin, zwischen Kirche und Welt Gestalten von Christentum zu anzubieten, die nicht sofort in den Geruch des schlechten Images von Kirche kommen. Denn es gibt viele Menschen, die von der Kirche enttäuscht sind, obwohl sie dem Christentum nicht abgeneigt gegenüber stehen. Es geht mir um solche Gestalten von Kirche, die als »freie Mitarbeiterinnen« von Kirche bezeichnet werden könnten und die als solche von der Kirche partnerschaftlich, das heißt nicht-imperialistisch anerkannt werden müßten. Das heißt, diese Gestalten dürfen nicht zu Zu-

lieferbetrieben degradiert werden, sondern sie bilden gleichberechtigt mit der Amtskirche ein Netzwerk. Eine derartige Gestalt ist zum Beispiel der Kirchentag. Ich denke dabei aber auch an den Religionsunterricht in den Schulen oder an freie theologische Praxen, die Beratungs-, Therapie- und auch kulturelle Arbeiten übernehmen, oder auch an kulturelle Formen der City-Arbeit, die als eingetragene Vereine oder Gesellschaften bürgerlichen Rechts unabhängig von der Amtskirche existieren. Alle diese Formen sind auf Unterstützung der Amtskirche angewiesen. Hier viel stärker zu investieren und Eigeninitiative zu fördern würde sich für die Amtskirche nicht nur finanziell rentieren.

Es scheint mir unumgänglich, dabei auch darüber nachzudenken, ob es nicht abgestufte Mitgliedschaftsverhältnisse geben muß. Das gegenwärtige Modell – entweder ganz Kirche oder gar nicht – scheint mir einen weiten Zwischenbereich ohne Not leichtfertig preiszugeben. Daß hier schwierige ekklesiologische Probleme auftauchen, ist mir klar, darf aber nicht der Grund sein, solche Zwischenformen nicht auszuprobieren. Bei all diesen Fragen drängt sich mir der Eindruck auf: Kirche und Theologie müssen viel spielerischer werden und sein.

Ich komme damit zum 3. Themenschwerpunkt, zu den Arbeitsgruppen dieser Synode.

3. Anregungen zu einigen Gestalten des Dienstes des öffentlichen Verkündigens

Nach evangelischem Verständnis ist der Dienst des öffentlichen Verkündigens ein Dienst der ganzen Kirche, er ist nicht auf das Amt bzw. die Ämter beschränkt. Hier begegnet uns dieselbe Entgrenzung wie bei der missionarischen Situation. Alle Lebensäußerungen von Christen und Kirche sind öffentliche Verkündigung. Öffentliche Verkündigung kann auch nonverbal geschehen. Der Dienst der öffentlichen Verkündigung ist nicht auf bestimmte Gestalten von Kirche begrenzt, sondern ist eine alle Lebensäußerungen von Kirche und Christsein durchziehende Herausforderung.

Wenn Öffentlichkeit dadurch gekennzeichnet ist, daß sie für jedermann unabhängig von seiner individuellen Situation zugänglich ist, so bezeichnet Öffentlichkeit einen zunehmend nicht-persönlichen, nicht-privaten Bereich. Je öffentlicher etwas wird, desto unpersönlicher wird es. Für den Dienst der öffentlichen Verkündigung als missionarischem Handeln taucht dabei das Problem auf, ob diese nicht auch desto unpersönlicher wird, je öffentlicher

sie wird. Zwischen Privatheit und Öffentlichkeit gibt es jedoch auch viele Bereiche des Halböffentlichen. Es könnte sein, daß in einer zunehmend individualisierten Gesellschaft der Öffentlichkeitsauftrag des Evangeliums immer stärker in halböffentlichen oder privaten Verkündigungsformen Gestalt gewinnen muß. Das aber bedeutet, daß wir wegkommen müssen von einer immer noch sehr starken Pfarramtszentrierung. Für die Frage des öffentlichen Verkündigens wird die face-to-face-Kommunikation an Bedeutung gewinnen.

Ich fasse meine grundsätzlichen Gedankensprünge zusammen, indem ich die drei Dimensionen benenne, die in ihrer Gesamtheit allererst missionarisches Handeln als »Miteinanderleben«, als Konvivenz ausmachen: 1. Gemeinsam Feiern, 2. Zusammen Lernen und 3. Einander Helfen.

Wenn ich von hieraus die vier Arbeitsgruppen dieser Synode betrachte, muß ich zunächst feststellen, daß mir in den dazu notierten Fragen alle drei Dimensionen zu kurz kommen. Vom gemeinsamen Feiern her wäre nach der Bedeutung von Kultur und Kunst für missionarisches Handeln zu fragen, das Zusammen Lernen fragt nach umfassenden pädagogischen und didaktischen Zusammenhängen im missionarischen Handeln und das Einander Helfen wirft die Fragen nach der Bedeutung der diakonischen Dimension des missionarischen Handelns bis hin zur politischen Diakonie auf. Dazu kommt, daß mir alle Arbeitsgruppen viel zu stark an der pfarramtlichen Praxis ausgerichtet sind. Das Wahrnehmen der sogenannten Laien als gleichberechtigten und kompetenten Partnern in dem Prozeß der Missio Dei bildet aber für die Kirche eine Überlebensfrage. Auch wenn eine Synode sich auf einige Fragestellungen konzentrieren muß, dürfen diese vier Dimensionen bei der Reflexion des Themas »Missionarisches Handeln heute« nicht fehlen. Ich bitte Sie daher, diese vier Dimensionen: Wahrnehmung der Laien, Kultur und Kunst, Pädagogik und Didaktik sowie die diakonische Dimension, nachher in den Arbeitsgruppen mit zu bedenken.

Ich versuche nun, auf diesem Hintergrund einige Anregungen zu geben für die Themen der vier Arbeitsgruppen:

Zur 1. Arbeitsgruppe: Amtshandlungen/Lebensordnung – missionarische Situation

Kasualien missionarisch zu bedenken, heißt zunächst, bei der Vorbereitung ihrer Gestaltung radikal den Dialog mit den Lebensgeschichten zu suchen, die daran beteiligt sind. Kasualien sind Rituale. Rituale gestalten einen lebensgeschichtlichen Übergang festlich. Die Rituale als Feste gelten

diesen bestimmten daran beteiligten Menschen. Rituale schaffen einen Zwischenraum, in dem das Gefährliche dieses Übergangs zur Geltung kommt: Das Alte wird verlassen, Neues wird anbrechen. Missionarisch werden sie dann gestaltet, wenn diese Ambivalenz des Übergangs für alle Beteiligten nachvollziehbar zur Darstellung kommt. Nur wenn die Menschen merken, daß die Ambivalenz ihrer Lebensgeschichten in der Kirche Raum findet, werden sie etwas vom Evangelium erwarten können.

Das heißt für mich in bezug auf die *Taufe eines Kindes*: Hier muß etwas davon zur Darstellung kommen, daß das Kind nun nicht mehr nur in der elterlichen Familie zu Hause ist, sondern auch in der familia dei. Allerdings gilt es dann auch zu überlegen, wie Gemeinde als familia dei vor Ort kinderfreundlich gestaltet wird, so daß zum Beispiel die ungeheuren Belastungen unserer Familienvorstellungen als der Ort weltlichen Heils entlastet werden durch die familia dei.

Für die *Taufe eines Erwachsenen* bedeutet dies: Auch hier kommt der neuen Sozialität der familia dei eine hohe Bedeutung zu in einer beiderseitigen Verpflichtung von Täufling und Gemeinde. Wovon kehrt sich der Täufling ab, wenn er oder sie von Christus zur familia dei bekehrt wird? Wovon kehrt sich eine Gemeinde ab, wenn sie die Aufnahme eines neuen Gliedes am Leibe Christi feiert?

Das heißt für mich für eine *Konfirmation*: In ihr muß exemplarisch deutlich werden, wie Kirche Menschen in Übergangssituationen zu begleiten gedenkt. Dabei sind die Konfirmanden als Subjekte wahrzunehmen. Die Konfirmation bildet dabei nur den Doppelpunkt eines längeren Prozesses. Dieser Prozeß ist insgesamt als ein dialogisch-missionarischer anzusehen. Das Verhältnis zur Jugendweihe, die sich ja bleibender Beliebtheit erfreut, muß neu aufgearbeitet werden.

Bei einer *Trauung* heißt dies für mich zunächst, ein Fest mit erotischer Kultur zu feiern. Es heißt für mich weiter, das Brautpaar gegenüber den Ansprüchen der elterlichen Familien zu stärken, und es heißt schließlich, die Möglichkeit des Scheiterns einer Ehe so anzusprechen, daß deutlich wird, Kirche gibt sich nicht nur mit glücklich Verheirateten ab. Die Kirche ist nicht mit der Ehe verheiratet.

Bei einer *Beerdigung* heißt dies für mich, daß Glück und Leid dieses Verstorbenen beziehungsweise dieser Verstorbenen erinnert werden und daß die Dimension der Vergebung angesichts nicht wiedergutzumachender Schuld zur Darstellung kommt.

Zur 2. Arbeitsgruppe: *Gottesdienst – missionarische Situation*

Der Gottesdienst ist das zentrale Fest der Christenheit. Feste sind nicht ergebnis-, sondern erlebnisorientiert. In den Gottesdiensten einer Gemeinde ist sowohl die Vielfalt der Kulturen innerhalb einer Gemeinde als auch die Vielfalt der Zeiten als Erinnerung, daß es auch vor uns schon Christen gegeben hat, die uns das Evangelium überliefert haben, als auch die Vielfalt der gegenwärtigen weltweiten Christenheit zur Darstellung zu bringen. Das darf aber nicht alles in einem Gottesdienst sein, da der Gottesdienst sonst zusammenbricht. Dazu bedarf es also einer kulturellen Vielfalt von Gottesdiensten vor Ort. Gegenüber manchen liturgischen Monokulturen sehe ich in der Erneueren Agenda einen guten Weg zur Inszenierung dieser Vielfalt. Zwar heißt Agenda: das, was zu tun ist. Jedoch wird dies in der Erneueren Agenda zum Glück nicht weiter festgeschrieben. Vielmehr gilt nun: Das, was zu tun ist, ist, eine dialogische Gottesdienstgestaltung zu inszenieren. Im Sinne eines radikal dialogischen Missionsverständnisses ist die Erneuerte Agenda eine Anregung zur gottesdienstlichen Vielfalt, die im Dialog vor Ort gestaltet werden will. Zu loben ist, daß mit der Erneueren Agenda der liturgischen Phantasie im Sinne einer Lebendigen Liturgie kaum Grenzen gesetzt sind. Zur Gestaltung dieses liturgischen Potentials bedarf es jedoch einer hohen liturgischen Kompetenz, die ich noch nicht überall sehe. Denn Gottesdienst muß nun dramaturgisch konzipiert und liturgisch inszeniert werden, er läuft nicht mehr einfach von selber ab.

Die Gemeinde ist nicht mehr Publikum, sondern Subjekt des gottesdienstlichen Geschehens. Das bedeutet zugleich, daß die Erneuerte Agenda eine umgreifende liturgische Didaktik erfordert, die allen am Gottesdienst Beteiligten gilt. Die Beteiligung der Gemeinde nicht nur im Gottesdienst, sondern auch bei der Gottesdienstplanung und -vorbereitung halte ich dabei für den wichtigsten Leitsatz aus missionarischer Perspektive. Nur wo ich mich selber einbringen kann, werde ich mich auch heimisch fühlen. Die Erneuerte Agenda bietet dafür nur die Rahmen-Struktur, auf deren verantwortlicher Gestaltung vor Ort alles ankommt.

Die Predigt verstehe ich als einen Teil der Liturgie. Dabei gilt in dialogisch-missionarischer Perspektive: Nicht mehr die abschließende, behauptende Rede ist angesagt, sondern das offene in Szene Setzen, die kommunikative Inszenierung von biblischen Texten, der Versuch, den Text in die Szenen unserer Situationen, unserer Gegenwart zu versetzen, damit er da seine Reibungsflächen findet und neu wirken und leben kann. Predigt geschieht dann in der Solidarität der Fragenden, die viele Fragen offen lassen kann.

Nur eine Predigt, die den Sack nicht zubindet, wird weiterwirken. Das heißt: Die Predigt soll nicht Antworten geben, sondern Antworten finden helfen, wie Henning Luther es formuliert hat.

Zur 3. Arbeitsgruppe: *Ordinationsvorhalt und -frage und Pfarrdienstrecht*

Im Sinne des missionarischen Handelns bitte ich die Synode zu prüfen, ob doch noch ein Satz aus dem Ordinationsformular der alten EKU-Ost in den Neuvorschlag für den Ordinationsvorhalt aufgenommen werden kann: »Bewahre, was den Zugang zum Evangelium erleichtert, und hilf mit, dafür neue Wege zu suchen.« Für das missionarische Handeln einer Gemeinde ist es wichtig zu hören, daß sowohl die Gemeinden als auch ihre Ordinierten auch dazu da sind, neue Wege für den Zugang zum Evangelium zu suchen. Dabei empfinde ich die Konzentration der Ordination allein auf das Pfarramt zumindest als problematisch.

Was das Pfarrdienstrecht anbetrifft, so hielte ich ein solches für notwendig, in dem die Pfarrer und Pfarrerrinnen nicht auf bestimmte moralische Lebensweisen festgelegt werden. Ich erwähne hier nur die Themen Sexualität und religionsverbindende Ehen. Pfarrer und Pfarrerrinnen müssen keine Vorbilder sein – auch keine moralischen. Es ist eben theologisch bedeutsam, daß auch Pfarrer und Pfarrerrinnen in und an ihren Lebenssituationen erfahren und erproben können, was als »gute Nachricht« zu entdecken und dann auch dankbar zu sagen ist. Nur insofern sind sie Vorbilder, oder besser noch: So werden sie glaubwürdige Mit-Läufer.

Zur 4. Arbeitsgruppe: *Alternative Verkündigungsformen und missionarische Dienste*

Ohne mich in organisatorische Fragen einzumischen, weil ich davon zu wenig verstehe, sehe ich die Bedeutung der missionarischen Dienste in zwei Aspekten: zum einen in ihren kirchenreformerischen Anliegen, mit denen sie bestimmte amtskirchliche und auch parochiale Fixierungen infragestellen und zu anderen gemeindlichen Leitbildern anregen, die aus der Selbstverantwortlichkeit erwachsen und der Situation vor Ort gemäß sind. Das veraltete Sender-Empfänger-Modell, das sich innerkirchlich in einer Versorgermentalität äußert, funktioniert nach dem Motto: Da kommt schon einer, der wird uns missionarisch oder auch anders versorgen – sei's der Pfarrer, der Volksmissionar oder der Evangelist. Demgegenüber hat sich eine andere Didaktik zur Förderung der missionarischen Kompetenzen einer Gemeinde entwickelt: Grundsatz dieser missionarischer Didaktik ist es,

die Eigenverantwortlichkeit missionarischen Handelns in der jeweiligen Situation zu fördern und zu stärken. Die missionarische Kompetenz der Christen vor Ort wird entbunden, und es wird ihnen ihre eigene missionarische Kompetenz überhaupt erst einmal zugetraut und dann aber auch zugemutet.

Den zweiten wesentlichen Aspekt der missionarischen Dienste sehe ich in ihren Bemühungen darum, daß Menschen wieder einen Zugang zur Bibel finden. Die Bemühungen um die Bibel halte ich für missionarisch vorrangig. Dazu zählen für mich auch Formen wie etwa Bibliodrama, Bibeltheater oder Begegnungen zwischen Künstlern beziehungsweise Künstlerinnen und der Bibel. Dabei ist mein Kriterium für eine missionarische Bibeldidaktik, daß sie Menschen so die Welt der Bibel öffnet, daß sie dort den Zusammenhang mit ihren eigenen Geschichten erkennen können. Ihr Ziel ist also nicht ein tragfähiges Ergebnis, sondern ein tragfähiges und irritierendes Erlebnis. Bei einer solchen Bibeldidaktik werden auch die eigenen Sichtweisen von Gott und der Welt in Frage gestellt.

Ich komme zum Schluß: Sie haben mir das Thema gestellt: Der Dienst der öffentlichen Verkündigung in einer missionarischen Situation. Ich habe das Thema so verstanden, daß Sie mich nach meinen Visionen für ein missionarisches Handeln in unserer Kirche fragen. Die Blätter, die ich gelesen, und die Blätter, die ich beschrieben habe, haben mich hoffentlich nicht dazu geführt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen bei meinem Versuch, Ihnen Rechenschaft zu geben über die Hoffnung, die in mir ist.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich über die Gelegenheit zum Dialog.